

Erntedank 2020

Mk 8, 1-9

*Es gilt das gesprochene Wort!*

©Ivo Huber, 2020

1 Zu der Zeit, als wieder eine große Menge da war und sie nichts zu essen hatten, rief Jesus die Jünger zu sich und sprach zu ihnen: 2 Mich jammert das Volk, denn sie harren nun schon drei Tage bei mir aus und haben nichts zu essen. 3 Und wenn ich sie hungrig heimgehen ließe, würden sie auf dem Wege verschmachten; denn einige sind von ferne gekommen. 4 Seine Jünger antworteten ihm: Woher nehmen wir Brot hier in der Einöde, dass wir sie sättigen? 5 Und er fragte sie: Wie viele Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben. 6 Und er gebot dem Volk, sich auf die Erde zu lagern. Und er nahm die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, dass sie sie austeilten, und sie teilten sie unter das Volk aus. 7 Sie hatten auch einige Fische; und er sprach den Segen darüber und ließ auch diese austeilen. 8 Und sie aßen und wurden satt. Und sie sammelten die übrigen Brocken auf, sieben Körbe voll. 9 Es waren aber etwa viertausend; und er ließ sie gehen.

Vermutlich freuen wir uns heute alle, das Erntedankfest fast so wie üblich feiern zu dürfen. Der Posaunenchor spielt und der Altar ist prächtig geschmückt.

So kennen wir das von Kindesbeinen an und uns allen würde etwas fehlen, wenn dieses Fest nicht mit dem gewohnten Glanz begangen werden könnte. Es hat geklappt, trotz aller Widrigkeiten und vielleicht ist die Freude darüber dieses Jahr noch ein klein wenig größer als sonst.

Wir haben unsere Welt gerne schön und wohl geordnet. Der prächtige Altar in unserer Kirche bringt das auf einmalige Weise zum Ausdruck: So soll es sein! Gleichzeitig wissen wir natürlich alle, dass das nicht ganz stimmt. Unsere Welt ist nicht so hübsch und prächtig, so geordnet wie sich das von dem Altarbild ableiten ließe. Natürlich hat es eine Ernte gegeben, für die wir dankbar sind. Gleichzeitig kämpft die Landwirtschaft schon seit Jahren mit einer Trockenheit, gegen die es kein Rezept gibt. Der Schweinepreis ist wegen der afrikanischen Schweinepest im freien Fall. Von dem Milchpreis gar nicht erst zu reden. Das allein wäre schon schwer, aber damit nicht genug. Sie erinnern sich alle vermutlich noch gut an die Proteste, welche die Landwirtschaft für die Nitratverseuchung des Grundwassers, das Bienensterben und was weiß noch, verantwortlich gemacht haben. Vermutlich kann man sich als Landwirt vorkommen wie einer, der zwischen zwei Mühlsteine gepresst ist. Auf der einen Seite steht die Klimaveränderung und auf der anderen Seite der öffentliche Unmut gegen eine industrielle Landwirtschaft und man selbst weiß nicht, wo man mit seinen begründeten Ansprüchen bleiben soll. Die Sache ist ja auch nicht einfach. Es gilt das Überleben der bäuerlichen Familienbetriebe zu

sichern und gleichzeitig unsere Umwelt, die Natur, die Bewahrung der Schöpfung Gottes nicht aus dem Blick zu verlieren. Manchmal kann man fast meinen, wir stecken in einer Sackgasse, aus der es nur schwer zu entrinnen ist.

Christinnen und Christen, die wir alle sind, wird empfohlen, einen Ausweg in Gottes Wort, in der Bibel zu suchen. Das ist jetzt vielleicht schön gesagt, aber ich vermute, die meisten werden kaum zuhause ihre Bibel aufschlagen und darauf bauen, dort einen Rat zu finden, um aus diesem Dilemma heraus zu kommen. Das ist ja nicht ganz einfach, das ist richtig.

Heute, am Erntedanksonntag, gibt es natürlich und ganz selbstverständlich ein Bibelwort, das uns zu diesem Thema zur Auslegung vorgeben ist. Sie haben es gerade gehört, es ist die Speisung der Viertausend aus dem Markusevangelium.

Nun können sie jetzt entweder abschalten und sagen, das ist eine hübsche Wundergeschichte, die uns heute nichts zu sagen hat, oder sie unternehmen zusammen mit mir den Versuch, diese Geschichte daraufhin abzuklopfen, ob ihr nicht doch ein Hinweis für die Probleme und Nöte, denen wir hier und heute ausgesetzt sind, zu entnehmen ist.

Worum geht es in der Geschichte? Nun zuerst einmal darum, dass eine Menge Menschen zusammengekommen sind und Jesus zugehört hatten. Der Ort, an dem sie versammelt sind, ist unwirtlich und weit entfernt von jeglicher Zivilisation. Es ist spät geworden und der Weg nach Hause gefährlich und lang. Eine Stärkung, eine Wegzehrung wäre genau das, was die Menschen bräuchten, um ihnen eine sichere Heimkehr zu ermöglichen. Aber es ist nichts da. Die Taschen sind leer, der Hunger frisst sich bereits in die

Gedärme, die Kinder Augen sind groß, das Quengeln hat längst begonnen und nicht erst beim Weinen der Kleinen verflüchtigt sich das letzte Quäntchen Mut. Was also tun?

Ein Wunder wäre jetzt schön! Ja, so sind wir alle gestrickt, obwohl wir natürlich wissen, das Wunder im Alltag nicht zur Regel gehören.

Allein schon deswegen gibt es eben kein Wunder. Jedenfalls kein solches, wie wir uns das wünschen und üblicherweise vorstellen. Die Geschichte nimmt einen ganz anderen Verlauf.

Jesus fragt, was von dem Wenigem noch da ist und beginnt ohne weitere Verzögerung mit der Verteilung, ganz einfach. Jesus klagt nicht über die elende Situation, lässt den Zweifel gar nicht erst aufkeimen, sondern nimmt wahr, was ist und beginnt unmittelbar zu handeln. Das ist ein starkes Bild in einer schier ausweglosen Situation, dem man sich nur schwer entziehen kann. Es hat etwas Mitreißendes. Die Menschen lassen sich anstecken, entdecken in ihren Taschen die Reste, die sie vielleicht vergessen hatten, geben auf einmal ihre eisernen Rationen auf, die sie heimlich für sich zurückbehalten hatten, vergessen sich selbst und helfen mit, dass alle zu dem kommen, was für sie notwendig ist. Alle helfen einander mit allem, was ihnen zur Verfügung steht. Das ist das wahre Wunder. Und auf einmal ist mehr da, als die Menschen gebraucht haben, es bleibt sogar noch etwas übrig.

Soweit die Geschichte. Aber was kann man daraus lernen?

Nun, ich meine eine ganze Menge.

Das Erste ist, dass Jesus in einer schwierigen Situation keine Grundsatzdebatte anfängt. Wir tun das ja alle gerne. Bevor

wir überhaupt den ersten Schritt machen, wird nachgedacht, überlegt, geplant und in Gedanken ein ganzes Haus gebaut, obwohl wir erst einmal mit einem Zimmer zufrieden sein könnten. Das ist nicht schlecht und oft auch notwendig. Wenn es aber darauf ankommt, das will uns die Geschichte sagen, gilt es anzupacken und nicht die Not noch größer zu machen, weil wir nicht in die Schwünge kommen. Mich erinnert das an die Lage der Flüchtlinge in Griechenland. Da wird geplant und gepokert, dass es eine Schande ist, während Kinder und Frauen im Elend dahinsiechen. Wenn wir die Speisung der Viertausend ernst nehmen, entspricht das nicht dem Verhalten, das Jesus von uns erwartet.

Das Zweite, was wir aus der Geschichte lernen können, ist, die Augen aufzumachen und das wahrzunehmen, was da ist. Wir übersehen das oft und denken immer nur an das, was uns noch fehlt. Das hilft allerdings nur wenig. Es entmutigt uns, wenn wir immer nur das in das Zentrum unseres Denkens stellen, was abgeht. Weit hilfreicher ist es, die Ressourcen in den Blick zu nehmen, über die wir bereits verfügen. Dann steht uns das vor Augen, mit dem wir etwas machen können. Meistens ist doch immer etwas da! Warum also nicht damit anfangen?

Das Dritte, das in der Geschichte gelernt werden kann, ist, dass wir so oft darauf versessen sind, immer nur uns selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Die Brote und Fische hätten freilich dafür gereicht, Jesus und die Jünger mit vollem Bauch sicher nach Hause zu bringen. Stattdessen nimmt Jesus sich selbst zurück und verteilt alles das, was er und seine Jünger haben. Und weil sich viele davon anstecken lassen, reicht es auf einmal für alle.

Ja, ich weiß, das ist alles noch ziemlich allgemein und noch keine konkrete Antwort auf die Fragen, die ich am Anfang der Predigt aufgeworfen habe. Ich will auch gar nicht behaupten, dass diese drei Lernmöglichkeiten alle Probleme gleich beseitigen. Und selbstverständlich gibt es Problemstellungen, die nur mit viel Wissen und langfristig angegangen werden können. Das ist mir sehr bewusst.

Gleichwohl kann uns die Geschichte von der Speisung der Viertausend Mut machen kann, weil sie uns die Augen dafür öffnet, was wir unmittelbar und persönlich machen können. Dass es kaum Situationen gibt, aus denen es keinen Ausweg gibt und Wunder nur dann eine Chance haben, wenn wir alle und nur uns selbst in den Blick nehmen.

Aber dann sind nicht nur 12 Jüngerinnen und Jünger, sondern auf einmal 4000, Männer, Frauen und Kinder satt für einen sicheren Weg nach Hause.